

Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 11

Artikel: Vergesst sie nicht!
Autor: Strasser, Charlot
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-333524>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vergeßt sie nicht!

Worte, gesprochen an der Gedenkfeier vom 11. Juni 1939
für Erich Mühsam, Karl von Ossietzki und Ernst Toller.

Von Charlotte Straßer.

I.

In dieser furchtbaren Zeit der unvorstellbaren Massenaufgebote und Zahlen, der Fußballmatchzuschauer, der Parteidemonstrationen, der hunderttausendfüßigen Paraden, der Millionen von Arbeitslosen, der hundertfünfzig Millionen Achsenangehörigen, der Hunderttausende von politischen Gefangenen und Konzentrationslagerinsassen usw. usw. geschieht immer wieder das Wunder, daß doch noch einzelne aus diesen Leibermeeren herausragen und unserem Gedächtnis sich unvergänglich einprägen. Und das sollen sie auch! Zwar, Massenmartyrien gibt es schon aus sehr alter Zeit. Da sind die zahllosen Katakombenheiligen, da sind die in den römischen Arenen von wilden Tieren zerrissenen Urchristen, da gibt es die Legende vom heiligen Mauritius, von den 6600 Soldaten seiner thebaischen Legion, die in unserem Wallis, in St. Maurice, samt und sonders um ihres Glaubens willen erschlagen und gespießt wurden, da gibt es die Legende von der heiligen Ursula, der brittannischen Königstochter, die den ihr bestimmten Heinrich nicht heiraten wollte und mit zehn Begleiterinnen (von denen jede nach der Legende tausend Dienerinnen hatte) auf drei Schiffen floh, nach Köln, Basel, Rom und zurück nach Köln, wo sie endlich von den Hunnen wieder um ihres Glaubens willen niedergemetzelt wurden. Da gibt es eine sonderbare japanische Rittersage von den 49 Rhonins, die um ihrer Ehre willen samt und sonders Harakiri machten, Kollektivselbstmord begingen, kurz, der Beispiele in der Geschichte um ihrer Überzeugung willen Geopferter wären ungezählte. Aber gerade ihnen, diesen vielen namenlosen Märtyrern gegenüber ragt die Einzelgestalt Christi, des um seiner Lehre und Sendung willen Gekreuzigten, ragen die einzelnen Heiligen und Glaubensstreiter individuell geprägt heraus — sie alle, die Kanonisierten und Nicht-Kanonisierten —, unserem ewigen Gedächtnis als unbeugsame Blutzeugen für ihre Gesinnung standhaft geblieben vor Marter und Tod. Und wenn wir dann aus den Hunderttausenden, die in Kerkern für den Freiheits-, Gleichheits-, Brüderlichkeits- und Gerechtigkeitsgedanken gerade wieder in allerjüngster Zeit schmachteten und noch schmachten, die gequält und gepeinigt wurden mit unvorstellbarer Grausamkeit, doch immer wieder einzelne herausragen sehen, so sind sie — den Gedanken fand ich überraschend gleichartig ausgesprochen bei *Klaus Mann* in der schönen Gedächtnisrede für Carl von Ossietzky¹ —, so sind sie nun, eben die für uns namhaften Märtyrer, auch wieder alle enthalten in den vielen andern Kämpfern und Getöteten, in den »Lebenden wie in den Toten, in den Eingekerkerten wie in den heute noch Freien«. Und dieweil wir dann die Märtyrer der letzten Zeit, nicht nur die des eigentlichen Dritten Reiches,

¹ Aus »Heute und morgen«, Juni/Juli 1938.

sondern auch diejenigen der Kommune schon, dann des Zarismus, vor allem jedoch diejenigen seit der Achtzehner-Revolution nach dem Weltkrieg, und des italienischen Faschismus bis zum heutigen Tage an uns vorbeiziehen lassen, so sehen wir, die wir uns vielleicht mehr mit diesen einzelnen beschäftigt haben als etwa der gewöhnliche Zeitungsleser, auf einmal hinter diesen Namen ihre bleibenden und uns erhaltenen Werte. Namen, die übrigens auf lügenhaft instruierte, verhetzte Menschen wie rotes Tuch wirken, in ihnen die Begriffe von Unordnung, von Unruhestiftung, von bösartiger Revolution erwecken und die vielfach ein großes, manchmal sogar gewaltiges künstlerisches, dichterisches, philosophisches, schriftstellerisches Erbe, ein eigentliches Oeuvre, das die reine Märtyrerlegende unterbaut und das Gedächtnis durch die uns so erhaltenen Geisteszeugnisse immer wieder auffrischt. Diese Märtyrer denn, die in unserer Erinnerung als gleichsam historische Persönlichkeiten haften sollen, sind am Ende doch nicht nur namenlose Helden, die für eine Überzeugung schlechthin litten und kämpften, sondern sind, wie die Kirchenheiligen mit ihrem Leben voller Wunder und Schriften, Menschen, welche ein geistiges Weiterleben über ihren Tod hinaus durch ihre uns überlieferten Taten und Werke hinterlassen. Und wenn wir uns dann weiter vorstellen, wie diese auch durch ihre Gesamtleistung bedeutenden Geister, diese feingearteten Gehirne — ich nehme zu den bereits genannten Liebknecht, Luxemburg, Landauer noch die Namen der ermordeten Rathenau, Kurt Eisner und Lessing —, gleich räudigen Hunden von einer viehischen Soldateska totgeschlagen und gemeuchelt wurden, dann erwächst uns die Verpflichtung, an ihr Leben und Sterben, an ihr Erbe und an ihren schmachvollen Tod weiterzudenken und die Systeme und Subjekte, die dies zuwege brachten, bis zu unserem letzten Atemzug zu verachten und zu bekämpfen.

Geboren als Sohn eines jüdischen Apothekers am 6. April 1878 in Berlin, war Erich Mühsam bis zum 24. Lebensjahr selbst Apotheker, verließ dann aber die Mörser und Salbentiegel, geriet unter den Einfluß der Anarchistengruppe Landauers, darbt und kämpfte als freier Schriftsteller, schrieb Gedichtbände, unter denen einer der bekanntesten unter dem Titel »Alarm« erschien². Sein in Zeitschriften verstreutes schriftstellerisches Werk ist auch quantitativ groß — seine Gedanken sind heute noch jung und lebendig, so besonders die in der Zeitschrift »Fanal« enthaltenen, die Mühsam jahrelang redigierte. Zunächst aber, in seiner Jugend, hieß seine Zeitschrift »Kain« und lebte nicht lange. Gegen Kriegsende trat Erich Mühsam für die Arbeiter in den großen Massenkämpfen und Munitionsstreiks auf, wurde schon 1918 ein erstes Mal verhaftet und zwangsweise nach Traunstein verbannt. Als die Revolution ausbrach, begeisterte er die Soldaten des Leibregimentes des Königs in München zur Abkehr von ihrem Monarchen, gehörte zu jenen, die später den »Dolchstoß von hinten« gegen ihr Vaterland geführt haben sollen, zu den »Novemberverbrechern«, wandte sich 1919, nach der Er-

² Nacherzählt nach der von der Gattin Erich Mühsams, Kreszentia Mühsam, geschriebenen Broschüre »Der Leidensweg Erich Mühsams«. Oprecht-Verlag, Zürich-Paris, Januar 1935.

mordung seines Freundes Eisner, der Idee der Räterepublik zu, ohne je einen Posten zu bekleiden, kam am 13. April 1919 als Gefangener der Hoffmannregierung nach dem Zuchthaus Ebrach und, was bei seiner Legende nicht vergessen werden darf, war während des furchtbaren Geismordes, der Erschießung eines Kellers voller katholischer Gesellen einer Thule-Gesellschaft, gar nicht in München anwesend, sondern eben schon im Zuchthaus. Trotzdem wurde er von seinen späteren Henkern dauernd als »Geismörder Mühsam« ausgeschrien, wurden Bilder von ihm mit dieser Überschrift kolportiert, wurde er von seinen Gefangenenwärtern besonders deswegen mit Inbrunst gepeinigt. Vom Standgericht war Mühsam im Juli 1919 zu fünfzehn Jahren Festung verurteilt worden. Im Urteil stand nichts von »Geismord«. Mühsam wurde ins Gefängnis Ansbach versetzt, von dort nach Niederschönenfeld, wo er sich am 21. Dezember 1924, also nach fünf Jahren, mit den letzten vier zu Festung verurteilten Kameraden amnestiert sah. Am selben Tage wurde auch Adolf Hitler entlassen, der wegen des mißglückten Münchner Novemberputsches 1923 zu fünf Jahren verurteilt worden war und in Ehrenhaft in Landsberg am Lech saß. Seine Entlassung erfolgte schon nach einigen Monaten verbüßter Haft. Für Erich Mühsam gab es nun, nach seiner Freilassung, acht Jahre Freiheit und Kampf. Er agitierte für die Unterstützung der Frauen und Kinder politischer Gefangener, zunächst mit, später ohne die Rote Hilfe. Von 1924 bis zu seiner Verhaftung, bis zum 27. Februar 1933, dem Reichstagsbrand, redigierte er die schon erwähnte Zeitschrift »Fanal«. Für Zürich interessant ist in der Mainummer 1929 ein Gedenkwort an Max Tobler, der stets auf dem radikalen Flügel der Arbeiterbewegung gestanden habe, der die Rote Hilfe in Zürich gründete, jene wirklich »proletarisch-revolutionäre Solidaritätseinrichtung für gefangene Klassenkämpfer«. Diese Worte widmete der spätere Konzentrationslagergefangene dem frühen Helfer, der als einer der ersten für die politischen Häftlinge eingestanden war.

Am auf den Reichstagsbrand folgenden Morgen, am 28. Februar 1933, brach das Dritte Reich über Erich Mühsam herein. Mit Hunderten anderer Intellektueller, unter anderem auch mit Carl von Ossietzky, wurde er verhaftet und ins Gefängnis an der Lehrterstraße geschleppt, ohne Prozeß, ohne Begründung — Warnungen, zu fliehen, hatte er in den Wind geschlagen. Am 18. März 1933 ließ die Hitlerregierung seine Wohnung ausräumen und alle seine Manuskripte, sein bißchen Habe und vor allem seine geliebten Bücher auf Lastautos fortführen. Noch vom Gefängnis aus kämpfte er nach außen, solange es die leiseste Möglichkeit dazu gab, trat beispielsweise aus dem sich gleichschaltenden Schutzverband deutscher Schriftsteller aus, polemisierte mit der gleichgeschalteten Berliner Presse, bis seine Leiden im Konzentrationslager alledem ein Ziel setzten. Seine eigene Frau sah ihn in Sonnenburg, später auch in Oranienburg, mit schauderhaft zugerichtetem Gesicht, mit eingeschlagenen Zähnen, mit einem zum Hohn zugestutzten Bart, die Haare glatt rasiert. Todesdrohungen waren an der Tagesordnung. Niedrigste Arbeit mußte der körperlich Schwache verrichten; dabei

sorgte er sich stets um seine Kameraden, setzte sich in einem Brief für den im gleichen Lager leidenden Carl von Ossietzky ein. Einmal erhielt die Frau seine blutige Leibwäsche zugeschickt. Als sich die Frau deswegen auf dem Polizeirevier beschwerte, wurde ihr wegen Greuelverbreitung mit Verhaftung gedroht. Nach Plötzensee versetzt, hatte Erich Mühsam drei ruhigere Monate, aber völliges Sprechverbot. Er schrieb einen Roman in Briefen, »ein schönes, dickes Manuskript«, in dessen Bearbeitung er sich ganz vergessen konnte und sich nahezu glücklich fühlte. Auf eine Verordnung Görings Ende August 1933 wurde Mühsams Zelle durchsucht. Tagebuch und Manuskripte wurden beschlagnahmt. Es habe ihn schlimmer getroffen, als wenn man ihn geschlagen hätte. Und dann kam die bitterste Zeit mit der Versetzung in das in ein Konzentrationslager umgewandelte alte Zuchthaus Brandenburg. »Alle Menschenrechte waren dort niedergestampelt«, sagte ein Mitgefangener später aus, der sich gelobt hatte, dereinst jede Gelegenheit zu benutzen, um Mühsams Martyrium der Öffentlichkeit zu unterbreiten. »Vergeßt aber die Qualen nicht, die Tausende unbekannter Arbeiter in diesen Marterhöhlen zu erdulden haben«, sagte Mühsam zu seinem Gefährten. »Macht die Frage der Massen nicht zu einer Personenfrage.« Der gleiche Mitgefangene schildert später, wie Mühsam zusammen mit andern Juden besonders schlimm traktiert wurde, wie er Faustschläge in die Nieren erhielt, wie man ihn mit Fußtritten bearbeitete, an Bart- und Kopfharen riß, wie er schließlich von den Bestien gezwungen wurde, schmutziges Scheuerwasser oder einmal den Speichel eines dieser Büttel mit der Zunge aufzulecken, wie er, der Geschwächte, treppauf, treppab gejagt wurde, wobei die SS-Leute, unter denen das Zuchthaus stand, auf den taumelnden Dichter mit Fäusten, Besen und Füßen einschlugen und ihn traten.

Er mußte sich selbst behandeln, da der Gefängnisarzt sich geweigert hatte, ihn zu pflegen. Als Zottelbär wurde er durchs Lager gepeitscht. Ein Affe wurde wütend gemacht und auf Mühsam, den Tierfreund, gehetzt. Aber die gleichfalls gemartete Kreatur klammerte sich an seinen Leidensgenossen, umarmte, ja küßte ihn in seiner Todesangst. Vor den Augen Mühsams wurde das Tier dann, nach langen Quälereien, erschossen.

Ernst Toller, in seiner Rede, die er am Pariser Kongreß der Schriftsteller im Jahre 1938 hielt, sagte über das Ende Mühsams:

»... Überall sehen wir den gleichen, wahnwitzigen Trieb, ein Opferlamm zu finden, auf das der Mensch die Verantwortung für die Vergangenheitbürdet, seine eigene Unfähigkeit, seine eigenen Fehler, seine eigene Unzulänglichkeit.

Es ist das Opferlamm der alten Tage, nur daß heute nicht Tiere, sondern Menschen zum Altar geschleppt werden. Aber oft werden die Opfer die Sieger, die Eroberer im Geist. Lassen Sie mich Ihnen ein Beispiel geben:

Ich will Ihnen die Geschichte eines Mannes erzählen, der in diesem Jahre, wenn er lebte, seinen sechzigsten Geburtstag feierte.

In der Nacht nach dem Reichstagsbrand wurde der deutsche Dichter

Erich Mühsam von den Brandstiftern verhaftet. Drei Jahre wurde er im Konzentrationslager gequält und gemartert, drei Jahre widerstand er der Erniedrigung. Man schlug ihn. Man brannte in seinen Bart ein Hakenkreuz. Aber Mühsam blieb aufrecht. Eines Tages stellten SA-Leute ihn gegen die Gefängnismauer und drohten ihm, sie würden ihn erschießen, wenn er nicht die Hymne der Nazi, das Horst-Wessel-Lied, singe. Mühsam weigerte sich. Die SA-Leute gaben ihm den Befehl. Der Dichter Mühsam sah dem Tod ins Auge. Und wie er dem Tod ins Auge sah, wuchs er über sich hinaus, ward zum Gleichnis der Freiheit. Er sang. Er sang nicht das Horst-Wessel-Lied. Er sang die Internationale. Die SA-Leute schossen. Sie schossen über seinen Kopf, denn sie hatten nicht ernstlich daran gedacht, ihn zu töten. Das Ganze nannten sie einen Spaß. Mühsam brach ohnmächtig zusammen und wurde in seine Zelle getragen.

Aber noch war sein Leiden nicht zu Ende. Am Abend des 9. Juli 1934 befahl man ihm, vor dem Kommandanten des Konzentrationslagers Oranienburg mit einem Strick in der Hand zu erscheinen. Des Schicksals gewiß, daß ihn erwarten würde, verabschiedete sich Mühsam von seinen Freunden. Seine letzten Worte waren: 'Ich werde nicht Selbstmord begehen!'

Am nächsten Morgen teilten die Nazi seinen Freunden mit, daß Mühsam sich erhängt habe. Doch die Wahrheit kam ans Licht. Der Arzt des Lagers, der später aus Deutschland floh, erzählte der amerikanischen Schriftstellerin Dorothy Thompson, was wirklich sich begeben hatte. Man hatte Mühsam zu Tode geprügelt und seinen Leichnam aufgehängt.

Tausende sterben heute in Deutschland so mutig, wie der Dichter Erich Mühsam gestorben ist³.«

II.

Carl von Ossietzky entstammt einer katholischen Kleinkaufmannsfamilie, wurde am 3. Oktober 1889 in Hamburg geboren, war in jungen Jahren Angestellter der Stadtverwaltung von Hamburg, wurde, kurz nach der Jahrhundertwende, nach Anhörung einer großen Rede Bebels von der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung angezogen, bekannte sich später vornehmlich zu republikanisch-demokratischen, ganz zuletzt deutlich zu sowjetrussischen Anschauungen, wurde einer der glühendsten Verfechter und Vorkämpfer eines aktiven Pazifismus. Er greift 1913 die wild gewordene preußische Soldateska in Zabern (General Daimling) an, wird vom Gericht verurteilt, bei Kriegsausbruch amnestiert, macht den Krieg, zuerst wegen seiner schwächlichen Konstitution in einem Schipperbataillon, später, »ausgekämmt«, an der Front als einfaches »Grabenschwein« mit. Nach Eintritt der militärischen Katastrophe gab Ossietzky in Hamburg ein Wochenblatt, »Revolution«, heraus. Dann wirkte er als Sekretär in der sektiererischen Gruppe der Friedensleute um Prof. Quidde herum mit, kam weiter an die Redaktion der Berliner Volkszeitung (dem Hinterhausblatt von Rudolf Mosse),

³ Aus »Das Wort«, Moskau, Heft 10, Oktober 1938.

war Mitbegründer und Organisator der nationalen und internationalen Bewegung »Nie wieder Krieg!« und Vorkämpfer für Deutschlands Eintritt in den Völkerbund. 1924 wurde er außenpolitischer Redaktor der Wochenschrift »Das Tagebuch« und ab 1927 Chefredaktor der pazifistischen Wochenschrift »Die Weltbühne«. 1931 fand ein aufsehen-erregender »Weltbühne-Prozeß« vor dem Leipziger Reichsgericht statt, in dem es zu einer Verurteilung Ossietzkys zu 18 Monaten Gefängnis kam. Im Grunde hatte er nichts anderes zu beweisen versucht, als daß Deutschland heimlich aufrüstete, was ihm als Landesverrat ausgelegt wurde. Aus dem Gefängnis kam er nach etwa sieben Monaten durch die Weihnachtsamnestie für politische Gefangene frei, wurde dann aber, wie Erich Mühsam, in der Nacht auf den Reichstagsbrand, am 28. Februar 1933, durch die Hitlerschergen verhaftet.

Auch Carl von Ossietzky hätte fliehen können. Bewußt, planmäßig, sogar vorausschauend besorgt darum, ob man seines Opfers auch gedenken werde, blieb er auf seinem Posten, lieferte er sich dem Feinde aus. Bewußt diente er als Märtyrer seiner Friedensidee. Mit besonderer Härte wurde er in den Konzentrationslagern behandelt, als Landesverräter. Besuchenden Journalisten suchte man klarzumachen, wie unwert dieser ihr gefangener Kollege ihres Mitgefühls und Interesses sei. Solches Verhalten der Kerkermeister führte zum Gegenteil von dem, was es bezwecken sollte. Bei den fremden Journalisten Berlins wurde seine Figur so legendär, daß er direkt in ein fernes Moorlager versetzt werden mußte.

Einmal war eine Kommission von englisch sprechenden Journalisten — von Ossietzky war übrigens mit einer englischen Generalstochter verheiratet — im Lager Sonnenburg. Sie konnten im Beisein des Kommandanten und der Wachmannschaft »frei« mit jedem Gefangenen sprechen. Muß nach den vorhergehenden Erzählungen noch erklärt werden, wie die »freien« Äußerungen der Gefangenen ausfielen und zu beurteilen waren?

Die Kommission kam auch zu Carl von Ossietzky, und es entspann sich folgende Unterhaltung:

K.: »Wie geht es Ihnen hier?«

O.: »Gut.«

K.: »Wie ist die Behandlung?«

O.: »Gut.«

K.: »Wie ist das Essen?«

O.: »Gut.«

K.: »Bekommen Sie Lesestoff?«

O.: Ja.«

K.: »Darf man Ihnen Bücher zukommen lassen?«

O.: »Ja, gerne.«

K.: »Haben Sie besondere Wünsche?«

O.: »Ich wünsche mir weiter nichts: nur senden Sie mir Werke über den Strafvollzug des Mittelalters⁴.«

⁴ Nach dem im Europa-Verlag, Zürich, 1937 erschienenen Carl-von-Ossietzky-Buch der Autoren Felix Burger und Kurt Singer.

Carl von Ossietzky brach — es wäre zu aufregend, auch hier wieder die entsetzlichen Einzelheiten über seine Quälereien wiederzugeben — im Prinzip wiederholten sich bei den Tausenden und aber Tausenden die Mühsamschen Foltern —, Carl von Ossietzky brach schließlich physisch zusammen und mußte von der Leistung schwerer körperlicher Arbeit befreit werden.

Diese »Vergünstigung« war freilich schon ein Resultat der unermüdlichen Arbeit seiner Freunde. Nach heftigen literarischen Fehden und Intrigen ward nicht Adolf Hitler, der sich dauernd als Europas Friedensengel drapiert, sondern Carl von Ossietzky der Friedensnobelpreis des Jahres 1936 zugesprochen worden, und zwar auf Tausende von Vorschlägen Intellektueller aus aller Welt. Deutschland antwortete mit einem Verbot, daß nie wieder ein Deutscher diesen Preis annehmen dürfe. Eine ausnehmend mißliche Rolle spielte Knut Hamsun, der Ossietzky vorwarf, er habe sich der großen Entwicklung seines »entwürdigten« Vaterlandes nicht anzuschließen vermocht. Ob er als Friedensfreund gegen dessen Aufrüstung jetzt noch demonstrieren wolle?

»Die fünf Männer dagegen in Oslo haben die geschichtliche Tat vollbracht, indem sie am 23. November 1936 der Welt verkündeten — und der Draht trug es über den Erdball —, daß der Frieden lebt! Daß wir erneut anfangen können, mit frischen Impulsen, mit erneuter Leidenschaft, aber, wie es der Preisgekrönte stets getan hat, auch mit Opfermut, mit Phantasie und Klugheit für die großen Ideale der gesitteten Welt zu arbeiten.« ... »Carl von Ossietzky, schwer krank in bedingte Freiheit gesetzt, ist die höchste Ehrung zuteil geworden. Als er am 10. Mai 1932 in das Gefängnis Berlin-Tegel ging, gedachte er in seiner Abschiedsrede aller der politischen Gefangenen, deren Schicksalsgenosse er wurde. Nach seiner Amnestierung am 22. Dezember 1932 war seine erste Frage: „Und die andern?“⁵«

Die Hakenkreuzler konnten dann übrigens dem schon völlig durch sein Herzleiden Erschöpften auch noch die Ehrengabe aus Oslo, das Geld, stehlen. Er mußte im Mai 1933 an den Folgen der erduldeten Leiden sterben, ein um seiner Gesinnung willen Erschlagener. Wir dürfen, wir wollen und werden seiner nie vergessen, seiner und der Tausend und aber Tausend andern mit ihm gefallenen Märtyrer nicht, deren Namen im seinigen eingeschlossen sind.

III.

Ernst *Toller* wird 1893 zu Samotschin im Bezirk Bromberg als Kaufmannssohn geboren. Er durchgeht als Knabe fromme Schulen, kommt dann aufs preußische Realgymnasium. Nach der Reifeprüfung treibt ihn Weltneugier, Weltlust, die ihn als Knabe schon zu heimlicher Fahrt nach Bornholm und Dänemark gelockt hatten, nach Frankreich. Er studiert an der Universität Grenoble, wandert in Südfrankreich und Oberitalien. Bei Kriegsausbruch in Frankreich, wird er mehrmals verhaftet und wieder frei gelassen, gelangt in die Schweiz und von da nach München, wo er sich als Kriegsfreiwilliger meldet, überzeugt, Pflichtgebiete, das angegriffene Vaterland zu verteidigen.

⁵ Felix Burger und Kurt Singer.

»Mit den Tagen, da er Soldat wird, verläßt er die traditionellen Kreise der bourgeoisen Sprößlinge, die er als dreizehnjähriger Knabe einmal durchbrochen hatte, als er, in einem Zeitungsartikel, Partei eines Armenhäuslers gegen die Behörde ergreifend, beinahe gerichtsbestraft und von der Schule entlassen worden wäre.

Er erlebt die »große Zeit«, erkennt die Furchtbarkeit des Brudermordes, wird als »Kriegsbeschädigter« entlassen, studiert in München, ist aber Rebell im Blut geworden. Später findet er in Heidelberg unter Studenten und Studentinnen Gesinnungsgenossen. Er gründet einen kulturpolitischen Bund der Jugend Deutschlands, naiv-utopisch-sozialistischen Charakters. Aber die berüchtigte Nachrichtenstelle der Obersten Heeresleitung wird darauf aufmerksam. Man zieht einige Studenten, die dem Bunde angehören, der übrigens von alldeutschen Studentenvereinen häufig angefochten wird, ohne Untersuchung zum Militär ein. Toller entkommt nach Berlin. Dort lernt er Kurt Eisner, und andere Gleichgesinnte kennen, nimmt im Januar 1918 am Munitionsarbeiterstreik in München teil. Nach Kurt Eisners Verhaftung am ersten Streiktag wählen die Arbeiter Toller zum Mitglied des Streikausschusses. Nach Abbruch des Streiks verhaftet man ihn wegen versuchten Landesverrates und steckt ihn zwangsweise, ohne ärztliche Untersuchung, wieder zum Militär.

Bei der Novemberrevolution eilt Toller nach München, wird zum Vorsitzenden des Zentralrates der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte gewählt, nimmt an den Sitzungen des bayrischen Nationalrates, des ersten deutschen Rätekongresses teil. Die Unabhängige sozialistische Partei in München beruft ihn im März 1919 zu ihrem Vorsitzenden. Er bekämpft, obwohl Räterepublikaner, anfänglich die Ausrufung der bayrischen Räterepublik, überzeugt, daß die politischen Voraussetzungen dafür fehlten. Da aber die Räterepublik durch die spontane Erhebung der Massen in vielen bayrischen Städten ihre äußeren Formen gefunden hatte, also nicht mehr die Ausrufung Aufgabe war, sondern Beherrschung, Meisterung eines schon bestehenden Zustandes, tritt er auf den Beschluß der Partei in die Regierung der Räterepublik ein. In der ersten Räterepublik ist er Vorsitzender des Zentralrates, in der zweiten Rotgardist. In Erkenntnis der Lage des von allen Seiten abgeschnürten Münchens, in der Erkenntnis der Folgen einer blutigen Niederlage der Arbeiterschaft, versucht er Ende April die Liquidierung der Räterepublik mit vorzubereiten. Vergeblich ist der revolutionäre Aufstand. Letzter tollkühner Versuch einer Arbeitervorhut, die verlorene deutsche Novemberrevolution zu retten, wird niedergeschlagen. Auf den Kopf Tollers wird eine Prämie von 10 000 Mark gesetzt. Am 6. Juni 1919 verhaftet man ihn. Am 14., 15., 16. Juli wird ihm vor dem Münchner Standgericht der Prozeß gemacht. Man verurteilt ihn zu fünf Jahren Festungshaft⁶.

Tollers sechs wichtigsten Dramen heißen: »Die Wandlung«, »Masse

⁶ Nach autobiographischen Notizen Ernst Tollers in der Schrift von Fritz Droop: Toller und seine Bühnenwerke. Franz Schneider, Verlag, Berlin und Leipzig.

Mensch«, »Die Maschinenstürmer«, »Eugen Hinkemann«, »Hoppla, wir leben!« und »Feuer aus den Kesseln«. Alle Werke sind Proteste gegen den Krieg.

Im »Feuer aus den Kesseln« verherrlicht Toller gleichsam die nämlichen Helden, die wir im Roman »Des Kaisers Kulis« des ebenfalls aus Deutschland vertriebenen Emigranten Theodor *Plivier* finden, den Heizer Köbis und den Matrosen Reichpietsch, die Hingerichteten der Meuterei nach der Seeschlacht vom Skagerrack. Erwähnt seien außerdem die »Justizerlebnisse« Tollers (1927), dann seine spannend und dramatisch erzählten Lebensberichte »Eine Jugend in Deutschland«, 1933 im Querido-Verlag in Amsterdam erschienen, ebenso wie die 1935 im gleichen Verlag veröffentlichten »Briefe aus dem Gefängnis«. Im erstgenannten dieser drei Bücher findet sich der Abschnitt »Das Schwalbenbuch«, die ergreifende Episode von den Schwalben, die in den Gefängniszellen reglementswidrig nisten, zur unendlichen Freude der Gefangenen, und immer wieder, bis sie zugrunde gehen, von dort vertrieben werden, wo die mißhandelte menschliche Kreatur sich freiwillig nimmer ansiedeln würde.

Ernst Toller mußte, wie übrigens auch Kurt Tucholski, vor den Hitlerschergen in die Emigration flüchten. Und wie Tucholski, der frühere Redaktor der »Weltbühne«, der schließlich alles zerstört sah, in Schweden den Freitod wählte, wie so viele andere geschändete und mißhandelte Geister unsern in Barbarei zurückversinkenden Stern verließen, so tat es auch, gänzlich wider Erwarten, im Mai 1939 Ernst Toller in Neuyork, wo er Asyl gefunden hatte. Der unter dem Pseudonym Salander schreibende, für die Wahrheit streitende Mitarbeiter der Basler »Nationalzeitung« berichtet über die entsetzlich rohe Aufnahme der Todesnachricht im Heimatlande des Dichters, diesen aus seinem Leben und Wirken durch die Tyrannei herausgerissenen gesinnungsvollen Menschen, den sich das Dritte Reich ebenfalls zu einem seiner zahllosen Märtyrer erkoren hat:

»Das amtliche Karlsruher Parteiorgan ‚Der Führer‘ teilt, sinnigerweise gerade in seiner Pfingstnummer, seinen Lesern den Tod des Schriftstellers Ernst Toller in folgender Art mit:

‚Die Tatsache, daß der Pazifist und jüdische Emigrant Ernst Toller in Neuyork sich selbst vom Dies- ins Jenseits befördert hat, wird uns kaum zu wehmütigen Gedenkartikeln veranlassen.‘

Das Blatt führt dann aus, bedauerlich müsse man ‚einzig und allein‘ finden, daß die Bücher des Verstorbenen überhaupt in deutscher Sprache geschrieben werden konnten. Er zitiert darauf mit einigen Seitenhieben auf die verworfenen Bühnenleiter der Schmachzeit, die den Stücken des toten Dichters zur Aufführung verholfen haben, eine Stelle aus einem der Dramen, wo der Autor seinen Helden von einem Vaterland, das seine Kinder den Schrecken des Krieges ausliefert, sich lossagen läßt mit den Worten: ‚Lieber will ich wandern, ruhelos wandern, mit dir, Ahasver!‘ Dann fährt er fort:

‚Wie es scheint, ist Herrn Toller das ruhelose Wandern, das er sich im Deutschland von 1919 sehnsüchtig wünschte, nicht ganz bekommen.

Jedenfalls will es als eine doppelte Ironie des Schicksals erscheinen, wenn ausgerechnet ein Mann Hand an sich selbst legt, der einst schrieb: Hoppla, wir leben!

Gemeine Gemüter entlarven sich am grausigsten, schreibt Salander dazu, wenn sie witzig zu sein versuchen. Unappetitlicher als mit solchem Hohn auf einen Unglücklichen, kann sich allerdings Schadenfreude kaum mehr austoben.

Der häßlichste Zug an diesem widerlich brutalen Talmiheldentum ist eine aus tiefstem Herzen kommende Unritterlichkeit.«

Dafür berichtet uns die Welpresse dann: »Ernst Tollers Begräbnis gestaltete sich in Neuyork zu einer ergreifenden Demonstration deutscher und amerikanischer Schriftsteller. In der Funeral Church am Broadway hatten sich über fünfhundert Vertreter der beiden Literaturen zusammengefunden, um den Toten zu ehren. Als Vertreter der Deutschen sprachen Oskar Maria Graf, der Präsident der German American Writers Association, der den Kämpfer Toller pries, und Klaus Mann, der eine Botschaft seines Vaters verlas. Der Nobelpreisträger Sinclair Lewis zitierte Abraham Lincolns berühmte Gettysburger Adresse: „Die Toten sollen nicht vergeblich gestorben sein“, und Vincent Sheean vom PEN-Club beschrieb den Dichter als den Typ dessen, was der Faschismus in seiner Kulturfeindlichkeit auf das tödlichste haßt. Ein besonders rührender Augenblick war es, als Juan Negrin, der letzte Premier des loyalistischen Spaniens, an das Trauerpult trat und in deutscher Sprache dem Mann, der das letzte Jahr seines Lebens der Hilfe für die hungern- den Kinder Spaniens gewidmet hatte, Worte des Gedenkens nachrief, ein Exilierter dem andern.«

NEUE BÜCHER

Ernst Kappeler: **Ein Schulmeister spricht.** Verlag Oprecht, Zürich. 65 Seiten. — Ein feines Werklein. Da spricht ein Schulmeister schlicht und einfach von den täglichen Freuden und Nöten im Umgang mit seinen Kindern. Es ist kein methodisches oder psychologisches Lehrbuch, und vielleicht lernt man gerade deshalb soviel daraus. Kappeler fordert, daß die Schule gute Menschen bilde, nicht nur gescheite Leute, daß sie nicht nur die Köpfe mit Wissen vollstopfen, sondern auch die Herzen bilden möchte. Wahrscheinlich deshalb wendet er sich auch an *unsere* Herzen, an meins und deins, an das der Mutter und das des Vaters, an das Schulpflegerherz und — das Kinderherz. Und mein Herz hat mächtig mitgeklungen beim Durchlesen des lieben Büchleins, mitgeklun-

gen, weil ich das alles, alles so oftmal selber erlebte. Ich legte das Bändchen weg, irgendwie gehoben, etwa so, wie man das Notenblatt nach dem Spielen einer altvertrauten Musik weglegt. Ich wußte wieder neu: Schulmeister sein, ist schwer, aber ungemein schön.

Das soll nicht etwa heißen, das Büchlein sei nur für Schulmeister geschrieben. Nein, du, Mutter und du, Vater deiner Kinder, sollst es lesen. Wenn auch das Kind einmal hineinguckt, es schadet nichts, vielleicht begreift es, daß der Lehrer auch nur ein Mensch ist und nichts anderes sein möchte. Öffentliche Meinung, lies das Werklein ebenfalls, es tut dir gut. Du wirst dir vielleicht ein bißchen abgewöhnen, dem Lehrer so viele Hindernisse in den Weg zu legen, in den Weg, der zur Menschenbildung führt. S. B.